

>

INHALT

Vorwort__9

Heute von Gott sprechen.

Eine Einleitung__13

ADVENT UND WEIHNACHT: DAS GEBORENSEIN ERINNERN

Sieh doch, eine junge Frau ist schwanger ...

Zu Jes 7,10–16 und Mt 1,20f__20

Maria und die gute Ordnung der Welt__24

Stress oder: die Fülle des Lebens__27

Das Geborenssein erinnern

Für Hannah Arendt __29

Jesus schrie laut und lebte

Zu Mt 27,50 und Lk 2,7__35

FASNACHT: LACHEN UND ANDERS SEIN

Babywickelmaschinen

Oder: die Politik des Lachens__42

Vom notwendigen Ende einer Verkleidung__45

Aufhören zu lügen__50

FASTENZEIT: KLAR SEHEN UND WARTEN, WAS KOMMT

Schneeflocken und Uhrmacher
Über Freiheit__54

Unterwegs in eine wohnliche Welt
Für Immanuel Kant__59

Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden
Ein Brief an Papst Benedikt XVI.__62

Wie Wasser fließe die Politik
Zu Am 5,24__67

Wozu brauchen wir das alles?
Bioethik weiterdenken__71

Das postmoderne Gebet__75

ZWISCHEN TOD UND AUFERSTEHUNG

Karsamstag__80

HIMMELFAHRT UND PFINGSTEN: IRRITATIONEN

Paulus im Gespräch__88

Die Sehnsucht der anderen erkennen:
Mystik in der pluralistischen Gegenwart__92

Gottes Interesse__96

DREIEINIGKEIT: GOTT IN FÜLLE

Wirtinschaft__102

Vom Umgang mit Reichtum

Zu Gen 13,2__106

Sucht und Frömmigkeit__109

Arbeiten heißt: die Welt wohnlich gestalten__112

Tiere gehören dazu__116

Transparenz__120

Erntedank Schöpfungszeit

Zu Ps 104__124

ZEIT DER ÜBERGÄNGE

Transformation__128

Sterben in Bezogenheit__134

Eine Vertrauensaussage__137

Literatur__139

> HEUTE VON GOTT SPRECHEN Eine Einleitung

In ihrem fragmentarischen Erinnerungsbuch »Steine auf dem Küchensbord« schreibt Astrid Lindgren, die bekannte schwedische Kinderbuchautorin:

»Nein, offen gestanden glaube ich nicht an Gott. Freilich, wenn mein Vater noch lebte, hätte ich niemals gewagt, das auszusprechen, denn er wäre sehr traurig geworden. Vielleicht ist es eine Schande, dass ich Gott leugne, weil ich ihm ja trotzdem so oft danke und zu ihm bete, wenn ich verzweifelt bin.«¹

Astrid Lindgren bringt in wenigen Worten auf den Begriff, was viele sogenannten aufgeklärte Menschen heute erfahren:² Wir glauben nicht mehr an einen Herrn oben im Himmel, der die Fäden der Welt in der Hand hält. Dennoch hören wir nicht auf zu beten.

Weil Gottvertrauen durch Menschen, oft durch Eltern, die Älteren, vermittelt wird, lässt es sich schwer von solchen Beziehungen trennen. Astrid Lindgren gerät in einen Konflikt, weil sie nicht mehr glauben kann, was ihr Vater noch glaubte. Zwar kann sie noch tun, was ihr Vater tat: sich verzweifelt oder dankbar an ein unsichtbares Gegenüber wenden. Aber das Gegenüber lässt sich nicht mehr fassen in der traditionellen Sprache von einem »Gott, an den man glaubt«.

1 Astrid Lindgren 2000, 81.

2 So hat Max Horkheimer einmal über die gesamte kritische Theorie gesagt: »Sie weiß, dass es keinen Gott gibt, und doch glaubt sie an ihn.« (Zitiert nach: Jürgen Habermas 2001, 51.)

Lässt GOTT sich neu verstehen, wenn ich nicht ein bestimmtes überliefertes Gottesbild, sondern die bleibende Fähigkeit zu vertrauen als Ausgangspunkt für mein Nachdenken setze? Worauf vertrauen Menschen, die nicht mehr »an Gott glauben« und dennoch beten? Ein Psychologe würde vielleicht sagen, dass die Tochter ihre kindlich vertrauensvollen Gespräche mit dem realen Vater, der nicht mehr da ist, umgeformt hat in Gespräche mit einem unsichtbaren Anderen. Vielleicht verhält es sich so. Ist Gottvertrauen vielleicht erweitertes Welt- und Menschenvertrauen? Oder Vertrauen in einen SINN DES GANZEN? In das, was lebt und webt zwischen den Milliarden Würdeträgerinnen und Würdeträgern, die seit Jahrtausenden in immer neuen Generationen die eine Erde bewohnen?

Ich bin Theologin. Theologie heißt, wörtlich aus dem Altgriechischen übersetzt: Rede von GOTT. Wenn Astrid Lindgren hier, wie ich vermute, eine Erfahrung in Worte fasst, die viele Menschen in der Zeit des ausgehenden Patriarchats machen, dann bedeutet Theologie heute: von dem Wunsch und der Fähigkeit sprechen, die eigene Existenz auch diesseits traditioneller Glaubensweisen als aufgehoben in wohlwollender Bezo-genheit zu erfahren. Sich einer ANDEREN anzuvertrauen und dabei konkrete menschliche Beziehungen zu überschreiten, scheint etwas zu sein, das bleibt. Meine theologische Aufgabe sehe ich darin, Sprache zu finden für das, was in dieser Erfahrung des sich transformierenden AN-DEREN mit dem Wort »Gott« gemeint sein könnte, das vorerst bei uns bleiben zu wollen scheint.

Ich kann und will nicht zurück in eine Vorstellungswelt, in der Gott als objektive Tatsache galt. Denkern wie Immanuel Kant oder Ludwig Feuerbach bin ich dankbar, dass sie uns die Grenzen unserer Erkenntnis-fähigkeit vor Augen geführt haben. Ich bin auch der Wissenschaft ins-gesamt dankbar, dass sie die Sphäre des menschlich Erfahr- und Erkennbaren deutlich unterschieden hat vom Bereich des GÖTTLICHEN. Ich selbst habe als Wissenschaftlerin und als Feministische Theologin einiges dazu beigetragen und trage weiterhin dazu bei, dass allzu deut-liche Vorstellungen davon, wie es im Himmel aussieht, sich auflösen.³

3 Vgl. Ina Praetorius 1994 und 1995.

Aber ich bleibe Theologin, weil mich interessiert, was nach den alten Gewissheiten kommt: In welches Neue wandelt sich die Weisheit unserer Vorfahrinnen und Vorfahren?

Einmal habe ich geschrieben:

»Gott ist die andere Seite meines Nichtwissens, die erscheint, wenn ich mich entscheide, mein Dasein als sinnvolles Mitsein im Bezugsgewebe Welt anzuerkennen.«⁴

Gottvertrauen entsteht in einem Akt der Zustimmung. Niemand, keine Kirche und keine Dogmatik, auch keine Wissenschaft können mich zwingen, mein Dasein als sinnvoll zu empfinden. Es kann geschehen, dass ich, wie Hiob am Anfang seines Leidensweges, den Tag meiner Geburt verfluche (Hi 3, vgl. auch: Jer 19,14–18).⁵ Ich weiß auch, dass Menschen imstande sind, sich selbst zu töten oder ihre Existenz widerwillig, zynisch, als sinnlose Bürde auf sich zu nehmen.

Aber wider alle Anfechtung – so nannte man es früher – ist auch der Weg des Einverständnisses möglich. Wer aufmerksam durch die Welt geht, findet Wegzehrung: Astrid Lindgren scheint die betende Lebenseinstellung von ihrem gläubigen Vater gelernt zu haben. Und jedes Jahr schlagen die Bäume wieder aus, trotz Klimawandel, trotz Krieg. Auch die Tradition ist Nahrung, für mich vor allem mein biblisches Herkommen, das mich lehrt, dass GOTT DIE LIEBE (1 Joh 4,8) und das immerwährende DASEIN (Ex 3,14) ist. Wie Briefe, in denen meine Vorfahrinnen und Vorfahren mir etwas Wichtiges mitteilen, lese ich die Tradition. Sie sagt mir, dass dieses unüberschaubare Gewirr, das wir »Leben« oder »Welt« nennen, trotz allem aufgehoben ist in ZUWENDUNG. Diese Tradition will ich weiterschreiben.

Nicht nur Astrid Lindgren, viele andere moderne und postmoderne Menschen sind mir vorausgegangen. Auch dieses Gedicht von Marie Luise Kaschnitz lese ich wie einen Brief:

4 Ina Praetorius 2005a, 121.

5 Vgl. auch: Ludger Lütkehaus 2006, 66–79.

Ich finde doch, daß ziemlich viel Mut in der Welt ist,
Wenn man die Tage bedenkt, an denen es gar nicht recht hell wird.
Und die Jahre ganz ohne Hoffnung.
Wenn man bedenkt,
Daß es gar niemanden gibt, der nicht seine Sorgen hätte,
Zumindest diese: Kind, was wird dir geschehen?
Und wir wissen doch alle, wie sehr wir misstrauen
Dem Dach über unserem Kopf und der Erde zu unseren Füßen,
Und daß keiner mehr sagen mag:
Rose, Schwester und Bruder Tod und Heimat Ewigkeit.
Und dennoch habe ich heute gesehen,
wie einer die Buche pflanzte, den dürren Stecken,
und sah zu ihr auf,
als wölbte sich schon über seinem Haupte die Krone.
Den ganzen Tag habe ich Lastwagen fahren sehen
Voll Bretter und Schwellen, voll Balken und roter Ziegel.
Ich sah mein Gesicht im Spiegel
Als ich fortging, dir zu begegnen.
Wie war es voll Freude.⁶

Dass Menschen so gotthaltig von der Welt sprechen, auch ohne DEN NAMEN zu nennen, ist zwar kein Gottesbeweis, aber eine Ermutigung, am EWIGEN festzuhalten und den Nachkommenden davon zu erzählen. Marie Luise Kaschnitz hat wohl nicht aus Zufall Gedichte und Astrid Lindgren hat nicht aus Zufall Kinderbücher geschrieben. Von den menschlichen Neulingen und von denen, die das Schöne hüten, kann man nämlich lernen, sich in den SINN DES DASEINS tätig und täglich einzuüben. Und man kann von ihnen lernen, dass es gut ist, Vertrauen nicht achtlos zu erschüttern, sondern es sorgfältig zu behandeln, es immer neu zu gründen und in LIEBE weiterzugeben. Es könnte sein, dass wir in Zukunft nicht mehr unterscheiden werden zwischen denen, die noch an Gott glauben, und denen, die nicht mehr an Ihn glauben. Sinnvoller könnte eine andere Unterscheidung werden, nämlich die zwischen

6 Marie Luise Kaschnitz 2002, 158.

Menschen, die sich nicht mehr überraschen lassen, und anderen, die täglich auf Wunder warten.⁷

Nein, offen gestanden glaube auch ich nicht an den Gott, den mir die Väter überliefert haben. Aber wenn ich Kinder oder alte Frauen beten sehe, wenn ich in der Seniorenresidenz meiner einundneunzigjährigen Mutter Luthers Abendsegen vorlese, dann wird der alte Gott transparent auf das GUTE, das im »Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten«⁸ lebt und webt und immer neue Fäden spinnt, hin zu den Anderen, den Älteren und den Jüngeren. Vielleicht auch bald hin zu denen, die uns westliche Christinnen und Christen zu Recht »die Ungläubigen« nennen, weil wir es verlernt haben, öffentlich von GOTT zu sprechen: vom SINN dieser einzigen schönen und verletzlichen Welt, in der sechseinhalb Milliarden Menschen in immer neuen Generationen zusammen mit unzähligen anderen Lebewesen gut leben wollen.

7 Vgl. dazu Ina Praetorius 2004.

8 Hannah Arendt 1981, 171 und passim.

>

DAS POSTMODERNE GEBET

Öffentlich zuzugeben, dass ich bete, ist mir oft peinlich. Wenn ich keine Lust auf Peinlichkeiten und umständliche Erklärungen habe, dann sage ich lieber, dass ich täglich meditiere. Zwar weiß ich, dass Meditation etwas anderes ist als Gebet. Aber so ungefähr werden die Leute schon verstehen, was ich meine. Zumal ich vermute, dass auch andere es vorziehen, sich öffentlich als Meditierende statt als Betende darzustellen, weil es auch ihnen peinlich ist zuzugeben, dass sie mit GOTT sprechen.

Warum ist Beten peinlich?

In einem Gottesdienst gemeinsam mit anderen das Vaterunser zu sprechen, mag noch angehen. Denn das ist eingespielte Praxis, in die ich mich stellen kann, ohne die ganze Verantwortung dafür zu übernehmen. Auch wenn ich als Pfarrerin ein Gebet spreche, das ich selbst formuliert habe, kann ich mich noch im Talar verstecken: hinter meiner Pflicht als Liturgin. Schließlich erwartet die Gemeinde, dass ich GOTT hier und jetzt mit DU anrede. Wenn ich aber sage, dass ich bei mir zu Hause bete, regelmäßig, bei vollem Bewusstsein, nicht nur in Panik (das wäre entschuldbar), dann wird offenbar: Ich bin zurückgeblieben. Wer mich für aufgeklärt, also intelligent hielt, hat sich getäuscht. Ich bin steckengeblieben in der altmodischen Meinung, es gebe da irgendwo im Himmel eine Person, der ich mein Leid klagen, der ich für Bewahrung danken und die ich um Hilfe bitten kann.

Meditieren ist etwas anderes. Zwar leitet sich der Begriff vom lateinischen Wort »meditatio« ab, stammt also aus der westlich-christlichen Tradition. In dieser Tradition meint Meditation die Vorbereitung auf das Wesentliche, und das Wesentliche ist dann eben die Begegnung mit dem personalen Gegenüber GOTT – im Gebet. Weil man aber einmal

entschieden hat, dass mit diesem lateinischen Wort »Meditation« am besten übersetzt ist, was das Wesen östlicher religiöser Praxis, insbesondere des Zen-Buddhismus, ausmacht, wird »Meditation« heute als Oberbegriff für verschiedene spirituelle Übungen gebraucht, in denen es nicht notwendigerweise um die Begegnung mit einer unsichtbaren Person geht. Und genau aus diesem Grund ist es weniger peinlich zu meditieren als zu beten. Denn wenn ich sage, dass ich meditiere, dann sage ich nichts weiter als dies: auf irgendeine Weise ziehe ich mich aus »dem Naherlebnis der Welt, seinem Druck und seiner Ablenkung«¹ zurück, um mich in irgendetwas, zum Beispiel mich selbst, ein Bild oder einen Text zu versenken. Das ist unverdächtig. Denn sich in irgendetwas zu vertiefen setzt nicht voraus, dass ich an die Realpräsenz dessen glaube, von dem Immanuel Kant erwiesen hat, dass es nur als Postulat der praktischen Vernunft existiert.

Ich bete aber. Ich sitze da, zweimal täglich, oft öfter, und spreche mit JEMANDEM. Genauer: nicht immer spreche ich mit JEMANDEM, manchmal sitze ich einfach da und warte, was passiert. Oder ich spüre, wie es mir jetzt geht. Oder ich lege mir zurecht, was ich am heutigen Tag tun will. Oder ich entwerfe das Mittagessen. Oder ich freue mich, dass ich heute, anders als gestern, kein Kopfweh mehr habe und dass meine Tochter wohlgenut in die Schule gegangen ist. Und damit fängt es dann schon an: Ich freue mich nicht nur, ich danke. Wem soll ich danken, dass ich heute, anders als gestern, kein Kopfweh mehr habe, dass meine Tochter wohlgenut in die Schule gegangen ist und dass draußen die Sonne scheint? Mir selber? Das wäre unangemessen. Meiner Tochter? Auch sie hat ihre gute Laune nicht selbst hergestellt. Wem also? Und wem soll ich klagen, dass ich keine Lust habe, mich an den Schreibtisch zu setzen? Wem soll ich sagen, dass mir wieder einmal der Sinn meines Tuns abhanden zu kommen droht, weil auch heute wieder Tausende von Menschen am Hunger sterben werden? Und wen soll ich bitten, dass ich trotzdem auch heute nicht verzweifeln und dass uns kein großes Unglück geschehen möge? – Ich kann mir nicht helfen, immer wieder kommt GOTT herein. Es geht mir wie Astrid Lindgren:

1 Wolfgang Trillhaas, Art. »Meditation« in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG) 1986.

»Nein, offen gestanden glaube ich nicht an Gott ... Freilich ... vielleicht ist es eine Schande, dass ich Gott leugne, wenn ich ihm ja trotzdem so oft danke und zu ihm bete, wenn ich verzweifelt bin.«²

Mag sein, dass die Gewohnheit, sich an ein unsichtbares DU, DIE DU FÜR MICH DA BIST (Ex 3,14), zu wenden, ein Relikt aus unaufgeklärter Zeit ist. Vielleicht wird sich diese Gewohnheit irgendwann auflösen. Es könnte aber auch sein, dass Menschen dieses Bezogensein brauchen, weil sie als nichtbezogene Wesen gar nicht existieren. Menschen werden geboren, sie kommen aus engster Bezogenheit. Vom ersten Tag ihres Lebens an beziehen sie sich auf andere, wie sollten sie damit aufhören? Vielleicht ist Beten erweitertes Sein-in-menschlicher-Bezogenheit? So wie Frömmigkeit erweiterte Dankbarkeit ist?³ Wer wäre dann aber GOTT? DER INBEGRIFF ALL DESSEN, WORAUF ICH ANGEWIESEN BIN? Die FÜLLE, die mich, seit ich da bin, täglich nährt? Kann man mit dieser FÜLLE sprechen? – Ja, ich kann. Denn wenn ich es nicht könnte, dann würde ich nicht beten. Dass ich bete, ist aber eine Tatsache. Ist GOTT vielleicht größer als meine Vorstellungen von Personsein und Nicht-Personsein?

Die umständlichen Erklärungen, die ich zuweilen abgebe, wenn ich wieder einmal beschlossen habe, öffentlich zuzugeben, dass ich bete, hören sich ungefähr an wie dieser Text. Wenn sie mein Gegenüber noch nicht überzeugen, dann füge ich manchmal hinzu, es handle sich eben um ein postmodernes Beten. Denn meines Wissens sagen einige Denkerinnen und Denker der Postmoderne, man könne nicht immer durchschauen und präzise sagen, was man gerade tut, man könne daher auch nicht immer vermeiden, Dinge zu tun, die man nicht versteht. Ich bete also weiter. Und je länger je deutlicher mache ich die Erfahrung, dass postmodernes Beten mir und der Welt frommt.⁴

2 Astrid Lindgren 2000, 81; vgl. in diesem Band: Heute von Gott sprechen. Eine Einleitung, S. 13.

3 Vgl. dazu Ina Praetorius 2005a, 47–49.

4 Weiterführende Gedanken zu einem Existenzverständnis, das sich aus bewusst geübter Abhängigkeit in der Tradition des Gebets nährt, finden sich in: Sarah Coakley 2007.